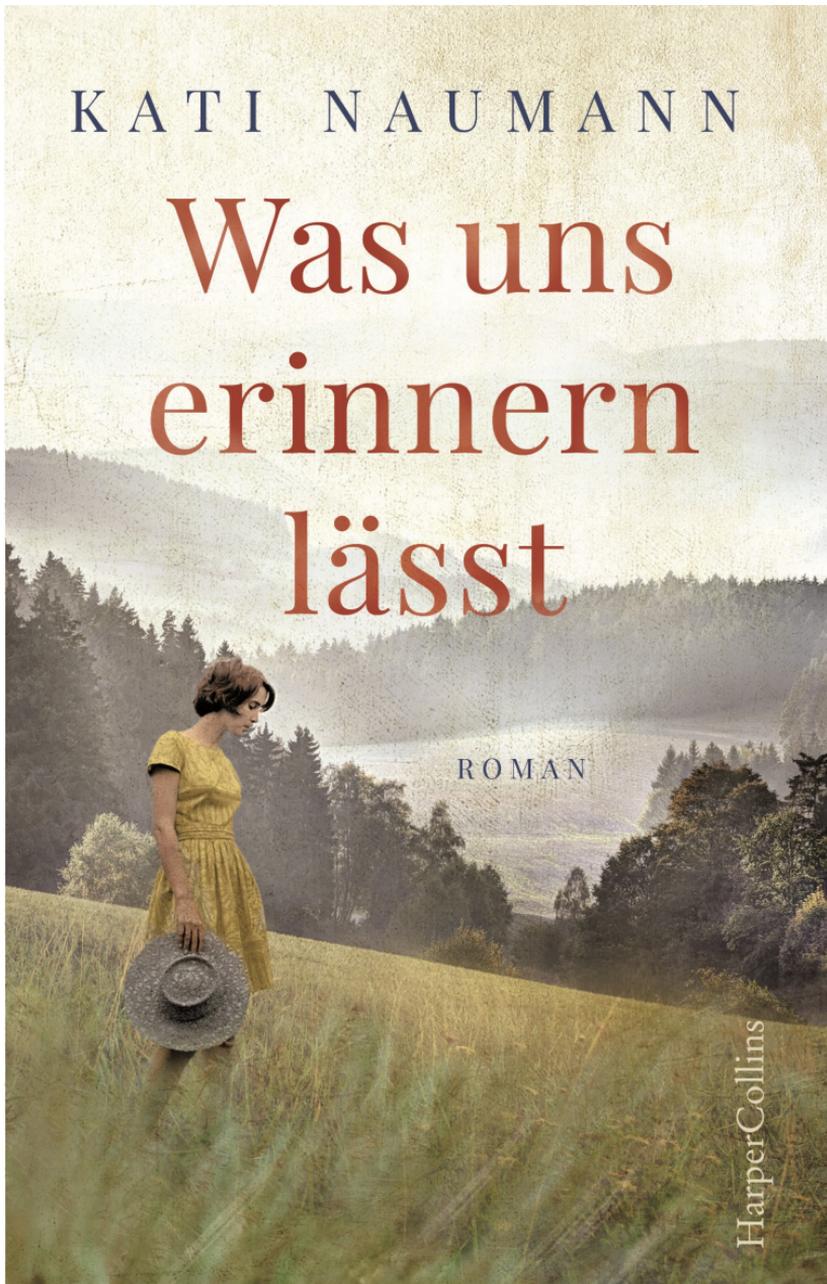


KATI NAUMANN

Was uns erinnern lässt

ROMAN

HarperCollins



Kati Naumann

Was uns erinnern lässt

Roman

Harper
Collins

Ein idealer Ort

10. April 1945 – Johanna Dressel schlug das Märchenbuch auf und begann mit dunkler, belegter Stimme vorzulesen: »Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab.«

Unwillkürlich sahen die Kinder zu den Fenstern. Aber da hing die Verdunklung davor. Sie rannten hin und lugten vorsichtig darunter hindurch, um nachzuprüfen, ob es vielleicht tatsächlich noch einmal schneite. Draußen herrschte stockdunkle Nacht, nicht der kleinste Umriss war zu erkennen. Es schien, als wäre die Welt verschwunden.

Die Kinder flüchteten in den sicheren Stuhlkreis zurück. Sie hofften, dass die Dunkelheit nicht durch den Kamin hereinsickern und sie auch schwarz färben würde. In Frankfurt am Main hatten die Frechsten der Jungs noch gelacht, wenn man ihnen mit Schneewittchen oder Rotkäppchen gekommen war. Aber hier, mitten im Thüringer Wald, hörten sich die alten Märchen so seltsam wahr an. Nicht nur den Kindern lief ein Schauer über den Rücken, als Johanna von Zwergen, Hexen und bösen Königinnen vorlas, die im undurchdringlichen Thüringer Wald hausten, von dem sie doch nur eine Wand trennte. In seinen Tiefen konnte man sich rettungslos verirren. Als der Hund unten in der Hütte heulte, waren sie sich nicht sicher, ob es nicht vielleicht ein Wolf oder ein Bär gewesen war.

Johanna klappte das Buch zu, und die Kerze auf dem Tisch flackerte. Die Kinder atmeten auf. Obwohl man ihnen dieses Märchen bestimmt schon ein Dutzend Mal vorgelesen hatte, schienen sie erleichtert, dass es auch diesmal gut ausgegangen war. Johanna kontrollierte noch einmal die Verdunk-

lung und drehte dann erst das Licht an. Auf der Anrichte vor dem großen Spiegel lagen demonstrativ die propagandistischen Jugendbücher aus dem Stürmer-Verlag ausgebreitet. Man wusste schließlich nie, wer vorbeikam. Trotzdem lasen sie am Abend immer nur die Märchen von Bechstein und Grimm vor.

Am nächsten Morgen zogen sie wie immer in der Frühe in den Wald. Tagsüber wirkte er nicht mehr bedrohlich, und die Kinder rannten voran, um sich mit Fichtenzapfen zu bewerkeln. Johanna musste ständig aufpassen, dass keins im Dickicht abhandenkam, in ein Tellereisen trat oder den kleinen Schieferbruch hinabrutschte. Manche der Kinder hatte Johanna richtig gern, andere konnte sie nicht ausstehen.

Seit siebzehn Monaten lebte eine ganze Schulklasse mit ihrer jungen Lehrerin Fräulein Aschenbach aus Frankfurt am Main im respektablen Hotel *Waldeshöh*. Wenig später hatte Johanna dann auch noch die beiden Jungen ihres Bruders aus Dresden aufgenommen.

Der Winter war lang und eisig gewesen, und die Seifenlappen froren noch immer über Nacht an den Waschschüsseln fest. Aber die Kinder wuschen sich früh ohnehin nicht gern, weil das Quellwasser dann eiskalt war. Warmes Wasser gab es erst, wenn der Herd in der Küche angefeuert worden war. Der Frühling kam spät und zaghaft, und im Wald fand sich nichts Brauchbares außer Feuerholz. Das allerdings in rauen Mengen.

Johanna versuchte die Kinder zusammenzuhalten. Nebenbei zerrte sie auch noch den Leiterwagen durch das unwegsame Gelände. Fräulein Aschenbach war hier keine große Hilfe, sie kam eben auch aus der Stadt. Wenigstens auf Werner musste Johanna nicht achten. Dabei sah sie gerade ihm am liebsten zu, denn er war ihr eigener Junge.

Über ihnen heulten schon die ganze Zeit Jagdbomber. Die Jungen breiteten die Arme aus, versuchten, die Tonhöhe zu treffen, und düsten um die Bäume herum. Die Mädchen

sahen nicht einmal mehr nach oben. Sie spielten mit dem Drahthaar-Fox.

»Los, Asta! Hol das Stöckchen!«

In der Nacht konnten sie manchmal dumpfe Detonationen hören, aber am Tag wurden die fernen Einschläge von den beruhigenden Geräuschen des Waldes verdeckt. Hier fühlten sie sich sicher und geborgen.

Sie zogen bis zur Schneise. Von dieser Stelle holte Johanna schon den ganzen Winter Brennholz. Auf Befehl des Reichsforstministers war hier eine große Menge Holz eingeschlagen worden. Es tat Johanna weh, dass die mächtigen Fichten umsonst gestorben waren, denn abgeholt hatte sie keiner mehr. Es gab weder Fuhrwerke noch Arbeiter. Die waren ins Sonneberger Zahnradwerk geschickt worden, um Kettenräder für Panzer herzustellen, oder sie bauten in Coburg Teile für Panzergeschosse. Überall im Wald gab es diese Schneisen mit sinnlos geschlagenem Holz.

Johanna legte ihre Hand auf einen der Stämme. Es war nicht gut, dass die so lange hier lagen und nach der neuen Verordnung nicht geschält werden durften. Sie löste etwas Rinde ab und entdeckte darunter kleine Kammern und Gänge im Bast. Sie mussten so viel von hier wegholen, wie es nur ging.

Sie hatten eine Ziehsäge dabei und zerteilten den großen Stamm, damit sie ihn transportieren konnten. Werner wechselte sich mit Fräulein Aschenbach ab, Johanna sägte ohne Pause. Die Mädchen holten sich in der Zwischenzeit Schieferplatten aus dem Steinbruch und malten darauf. Die Jungen duellierten sich mit Hirschgeweihen, die sie unterwegs aufgesammelt hatten. Es dauerte Stunden, bis vier handliche Klötze abgetrennt waren.

Der Leiterwagen war durch die Ladung so schwer geworden, dass er sich nicht bewegte. Johanna zerrte an der Deichsel, Fräulein Aschenbach schob, und zusammen bekamen die beiden Frauen die Holzfuhr flott. Die Kinder schwärmten laut lärmend für den Rückweg aus. Johanna sah ihnen nach

und hoffte das Beste. Immerhin gab es in dieser Jahreszeit noch keine Tollkirschen und auch keine Pilze, mit denen sie sich vergiften konnten. Diese Stadtkinder steckten alles in den Mund, was auch nur annähernd essbar wirkte.

»Kann dir doch egal sein, wenn eins fehlt«, schimpfte Johannas Schwiegermutter, die alte Marie Dressel, immer. »Ein Esser weniger.«

Die Kinder fraßen ihnen tatsächlich die Haare vom Kopf, und die zusätzlichen Versorgungsrationen wurden auch immer knapper. Die alte Frau Dressel war ständig in Sorge, die Kinder könnten etwas von der guten Einrichtung zerschlagen. Johanna selbst fand, man hätte es schlechter treffen können. Es war um einiges besser, ein Lager der Kinderlandverschickung zu sein als ein Lazarett. Und sie hätten auch einen Stützpunkt für die Herren Offiziere hier einrichten können. Wie die sich benahmen, wusste man ja. Außerdem war Johannas Sohn Werner geradezu begeistert von den vielen Kindern. Ohne Geschwister und ohne seinen Vater war ihm in dem einsamen Haus oft schrecklich langweilig gewesen. Endlich hatte er ständig Spielkameraden zur Gesellschaft, mit denen er durch den Wald stromern und Unsinn anstellen konnte.

Auch mit Fräulein Aschenbach hatten sie Glück gehabt. Sie bewohnte die Dienstmädchenkammer und besaß die Oberaufsicht über das Lager. Bei ihr gab es keine morgendlichen Appelle, und sie sang mit den Kindern Volkslieder. Wenn man vom Heimweh und vom Hunger absah, hatten die Kinder eine herrliche Zeit im Wald.

Der schwere Leiterwagen sank immer wieder in den weichen Boden ein und blieb schließlich stecken. Die beiden Frauen zogen inzwischen gemeinsam. Werner rannte dazu und fing an zu schieben. Er war schließlich schon zehn und der Herr im Haus. Seinen Vater hatten sie gleich zu Beginn des Krieges eingezogen.

Werner war jeder Baum, jeder Stein vertraut. Dabei verwandelte sich der Wald ständig. Die Schösslinge vom Vorjahr wuchsen, wurden stärker und veränderten die Trittpfade.

Aber überall gab es die mächtigen Riesen, die unerschütterlich und verlässlich dastanden und seiner Orientierung dienten. Werner bewegte sich durch das braungrüne Labyrinth, als gäbe es dort ganz normale gepflasterte Straßen mit Namen und Wegweisern.

Wie ein Teppich kroch Sauerklee über den Waldboden und schob sich aus dem Laub heraus. Werner riss ein paar der gefalteten Blätter ab und kaute genüsslich auf ihnen herum. Er wusste genau, welche Pflanzen man essen durfte und welche man nicht einmal berühren sollte. Er kannte die Trittsiegel und Losungen der Tiere, wusste, wo die Wildschweine ihre Suhle hatten und wo sich die Wilderer versteckten. Werner wollte Förster werden wie sein Vater und sein Großvater. Er würde den Wald beschützen, und der Wald beschützte ihn.

Das Gebiet von *Dressels Forst* war schon seit Generationen im Familienbesitz. Sie fällten Bäume, verkauften das Holz und forsteten auf. Sie beräumten die Wege, wenn es Schneebruch oder Windschäden gegeben hatte, sie fütterten die Rehe, die im Winter bis zum Haus kamen, und sie holten Baumaterial aus dem kleinen Schieferbruch.

Endlich erreichte der Leiterwagen den Hauptweg, der auch von Pferdegespannen befahren wurde und deshalb gut verfestigt war. Die Mädchen rannten schnell noch einmal in die Büsche, damit sie nicht auf das Plumpsklo im Haus mussten, wo es so von unten zog.

Die Bäume öffneten sich. Johanna hielt kurz an und genoss die Weite, die sich plötzlich auftat. Jedes Mal dachte sie bei diesem Anblick, dass es der schönste Fleck auf der Welt war, mit seiner herrlichen Aussicht hinab ins Tal und bis hinüber zur anderen Waldseite. Und vor diesem märchenhaften Panorama stand das Haus.

Das Hotel *Waldeshöh* war nicht so elegant wie die Pension Schöllner in München, in der Johannas Schwiegermutter einmal übernachtet hatte und von der sie immer noch schwärmte. Aber es hob sich von den einfachen Pirschhäusern und Gast-

höfen in der Gegend ab. Ein Architekt aus Sonneberg hatte es entworfen, und er musste wissen, was mondän war, denn er arbeitete auch für die Münchner Hautevolee. Das Hotel war 1904 im späten Jugendstil erbaut worden. Es besaß einen vorgebauten Erker, der oben im Turmzimmer endete. Das Fachwerk versteckte sich unter Putz, und die Dachtage war mit traditionellem Thüringer Schiefer verkleidet worden. Die Turmhaube mit dem Wetterhahn überragte das Haus und war von der Höhkuppe aus zu sehen. Wen störte schon die Hakenkreuzfahne, die dort oben flatterte. Die tat keinem weh.

Das Hotel war für gut situierte Kurgäste gebaut worden. Feine in Pelz gehüllte Damen und Herren, die mit ihrem Horch über den Forstweg heraufgefahren kamen oder mit dem Fuhrwerk vom Bahnhof in Ernstthal abgeholt werden mussten. Sie wollten die frische Luft genießen, gesellige Abende verbringen und auf dem Rennsteig wandern. Nur im Winter wurden die Zimmer nicht vermietet, weil die Räume oben nicht beheizbar waren und es bei Schnee für die Fahrzeuge kein Durchkommen mehr zum Hotel gab.

Die Touristen waren nach der Eröffnung in Scharen in das gut geführte Landhotel gekommen. Es war wirklich ideal gelegen, direkt im Herzen Deutschlands, mitten in den Tiefen des Thüringer Waldes und so nah am Rennsteig. Es war so beliebt, dass sie einen Mast gesetzt bekamen und die Telegrafleitung nun einen Schlenker über das Hotel *Waldeshöh* machte.

Nachdem der alte Dressel gestorben war, führten sein Sohn Arno und seine Schwiegertochter Johanna das Hotel weiter. Die alte Frau Dressel machte sich noch in der Küche nützlich, aber sie war schon ein wenig durcheinander und stand meistens im Weg herum.

Im ersten Jahr des Zweiten Weltkriegs, als ihr Mann schon in Polen war, hatte Johanna Dressel versucht, das Hotel allein weiter zu bewirtschaften. Es musste ja irgendwie weitergehen. Aber bald waren die Gäste ausgeblieben, Johanna musste

die beiden Dienstmädchen entlassen und richtete von da an jeden Sonnabend die Zimmer allein her und hielt alles für die Gäste bereit. Man konnte ja nie wissen.

Nur ein einziges Mal kam ihr Mann Arno auf Heimaturlaub. Er hatte versäumt, wie sein Sohn Werner zum ersten Mal auf Skiern die Schneise herunterraste, wie er im Dorfteich von Tettau schwimmen lernte, und auch seine Einschulung in die Einklassenschule in Spechtsbrunn hatte er verpasst. Die wenige Feldpost, die das Hotel *Waldeshöh* erreichte, schloss immer mit den Worten, wie gut es wäre, dass sie im Wald, fernab von den Rüstungsbetrieben und vom Zahnradwerk waren. Wieder einmal hatte sich der Standort des Hotels als ideal erwiesen. Niemand würde über diesem unbewohnten Gebiet Bomben abwerfen. Und genau deshalb waren die Kinder hergeschickt worden.

Sie belegten die sechs Hotelzimmer im ersten Stock. In jedem schliefen vier oder fünf von ihnen. Johanna hatte längst den Überblick verloren, denn sie tauschten ständig die Plätze. Selbst Werner, der eigentlich in ihrem Bett schlafen sollte, weil seine Cousins wiederum seines besetzten, schlich sich nachts oft vom Dachgeschoss nach unten in den ersten Stock zu den anderen.

Die Kinder stürmten ins Haus, Fräulein Aschenbach eilte ihnen nach. Johanna ging in die Küche zur alten Marie Dressel und hob die große Holzklappe zum Vorratskeller an. Unten war es eisig, und sie zog ihre Jacke enger. Der Keller war in den Felsen geschlagen worden. In der Ecke hinter den Kistenstapeln gab es eine Pumpe, mit der Wasser aus einer Quelle in der Tiefe heraufgeholt wurde. Sie musste immer erst ein paar-mal kräftig pumpen, bis es aus dem Rohr plätscherte.

Die Regale waren längst leer geräumt, nicht ein einziges Glas mit Obst war übrig geblieben, dabei hatten die Kinder im Sommer ganze Kiepen voll Beeren gesammelt, die sie wochenlang zusammen mit ihrer Schwiegermutter eingeweckt hatte.

Sie suchte die letzten Kartoffeln aus der Kiste heraus und zählte sie ab. Sie reichten gerade noch. Es würde zu Mittag für jeden von ihnen eine geben, für ihre Schwiegermutter sogar zwei.

Johanna stieg wieder nach oben und schrubhte die Kartoffeln mit der Wurzelbürste. Die Schale wurde natürlich mitgegessen. Sie legte noch ein paar Holzscheite im Ofen nach. Die eiserne Platte darüber glühte, und die vielen Wassertöpfe, die auf dem ganzen Herd verteilt standen, begannen zu summen. Johanna füllte sie jeden Morgen mit Quellwasser auf, sodass die gute Hitze nicht verschwendet wurde und immer warmes Wasser vorhanden war. In einen von diesen Töpfen warf Johanna die Kartoffeln.

»Die schönen Erdäpfel«, sagte Johannas Schwiegermutter bedauernd. »Wenn wir Gäste hätten, könnten wir herrliche Klöß' draus machen.«

Johanna lachte. »Wir haben doch Gäste!«

»Aber keine, die zahlen«, stellte ihre Schwiegermutter entrüstet fest.

Zwanzig Minuten später saßen sie alle im Speisezimmer. Es war etwas schlichter als der Salon eingerichtet und wurde von der großen Messinglampe in der Mitte dominiert. Werner sprach ein Gebet für seinen Vater und für die Väter der anderen Kinder.

Sie hatten die Tische zusammengeschoben, denn es gab nur einen Räucherhering, und den hatte Johanna an den Zugbügel der Lampe gehängt. Jeder durfte mit seiner Kartoffel daran stippen, damit es ein bisschen nach etwas schmeckte. Das machten sie nun schon den dritten Tag so.

»Der Fisch stinkt gottserbärmlich«, fand die alte Frau Dressel, machte aber trotzdem bei der Zeremonie mit.

»Morgen wird er gegessen«, versprach Johanna.

»Richtig aufgegessen?«, staunten die Kinder. Und dann wollten sie wissen: »Kriegen wir alle was davon ab? Oder ist der bloß für die Großen?«

»Natürlich kriegen alle was«, beruhigte sie Johanna und zählte schnell durch. »Wir werden ihn genau in dreiunddreißig Teile schneiden.«

Bei diesem Gedanken lief allen das Wasser im Mund zusammen.

Später kam das Pferdefuhrwerk aus Spechtsbrunn, das einmal in der Woche die Lebensmittelrationen für das Kinderlandlager brachte.

Der Kutscher hatte aus dem Ersten Weltkrieg ein steifes Bein zurückbehalten und brachte immer seinen Enkel Siggimit, der gemeinsam mit Werner in die Einklassenschule in Spechtsbrunn gegangen war. Zusammen luden die Jungen einen Kartoffelsack und Eier ab.

Der Kutscher brachte Neuigkeiten mit: »Die Panzer von den Amerikanern sollen schon in Coburg sein und in Neustadt. Auch in Eisfeld, haben sie erzählt.«

»Ja, dann wäre ja schon der ganze Wald besetzt! Man weiß schon gar nicht mehr, was man glauben soll.« Johanna schüttelte den Kopf.

Werner schmiegte sich an seine Mutter. »Was bedeutet das?«, wollte er wissen. »Ist der Krieg verloren?«

»Nein«, widersprach Johanna entschieden. »Es bedeutet, der Krieg ist aus.«

»Kommt der Vati dann endlich heim?«

»Ja«, antwortete Johanna voller Hoffnung. »Wenn es denn stimmt. Wir merken hier nichts davon.«

»Habt's das nicht gehört heute? Die Stukas, die Neustadt bombardiert haben?«, fragte der Kutscher.

Johanna nickte und zog Werner noch etwas fester an sich.

»Ich sag dir, die Panzer kommen! Ihr werdet's hier oben auch noch merken.«

Johanna fürchtete sich merkwürdigerweise nicht. Immer wieder dachte sie nur: Der Krieg ist aus!

Sie wollte schnell ins Haus laufen und es den anderen erzählen. Die Kinder würden heim zu ihren Familien können.

Und ihr Mann kehrte endlich zurück. Wenn er erst wieder da war, würde ihr Leben da weitergehen, wo es vor über sechs Jahren aufgehört hatte. Wie gut, dass sie das Hotel so sorgsam behütet und in Schuss gehalten hatten. Bald würden wieder die ersten Gäste zur Erholung herkommen. So war es auch nach dem letzten Krieg gewesen.

Der Kutscher hob seinen Enkel auf den Bock.

»Die haben die Gleisanlagen und das Stellwerk in Sonneberg gesprengt. Und sogar die Brücke am Scherfenteich«, berichtete er und kletterte zu Siggis nach oben. »Vielleicht kommen die Amerikaner gar nicht durch.«

»Die Sonneberger sollten sich lieber ergeben«, sagte Johanna besorgt. »Hat ja doch keinen Sinn, sonst wird noch die ganze Stadt ein Trümmerhaufen.«

»Ihr müsst eure Wegweiser abmachen«, riet ihr der Kutscher noch. »Vielleicht finden sie euch dann nicht.«

»So schlimm wird es nicht werden«, war sich Johanna sicher. »Wie gut, dass es die Amerikaner sind. Denk dir nur, die Russen würden hier einmarschieren.« Über die Russen wurden Sachen erzählt, dagegen waren Hexen und böse Königinnen geradezu harmlos. »Wirklich«, wiederholte Johanna, »was haben wir für ein Glück, dass es die Amerikaner sind. Jetzt wird alles gut.«